

Medien / Kultur

Emmanuel Alloa: Das durchscheinende Bild

Zürich: Diaphanes 2011, 350 S., ISBN-Nr. 978-3-03734-119-3, € 34,90

Am Beginn des Buches von Emmanuel Alloa steht die oft gestellte Frage danach, was ein Bild ist. Was seinen Beitrag zur Lösung dieser Frage von den zahlreichen anderen Aufsätzen, Sammelbänden oder Monographien zur Bildfrage unterscheidet, ist die philosophiehistorische Perspektive auf den Gegenstandsbereich. Dem Desiderat, dass trotz iconic turn und der zunehmenden Forderung nach einer Auseinandersetzung mit Bildern in der Philosophie noch immer das Primat des Logos herrsche, will Alloa mit einem phänomenologisch geleiteten Beitrag zu einer philosophischen Bildtheorie begegnen. „Das Buch setzt sich zum Ziel, den rhizomatischen Verwurzelungen des philosophischen Bilddiskurses in der Vielfalt geschichtlicher Denkformen nachzugehen.“ (S.10) Diese Autonomisierung des Bildes beginnt Alloa mittels einer phänomenologischen Relektüre Aristoteles', über die er sein Konzept zu einer medialen Phänomenologie weiterentwickelt – hin zu einer „Diaphänomenologie“ (S.12).

Alloa zeichnet zunächst den philosophischen, abendländischen Bilddiskurs nach. Kapitel 1 beginnt mit einer Relektüre der dialektischen Gegenüberstellung von Eleatismus und

Sophistik bei Platon, wobei die Frage danach, was ein Bild sei, dazu dient, die „ontologische Wasserscheide“ (S.21) zwischen Sein und Nichtsein zugunsten einer relationaleren Perspektive zu hinterfragen. Daraus ergeben sich weitere philosophische Problemfelder in Bezug auf die (Un-)Einordbarkeit von Bildern als einem „tertium non datur“ (S.30); etwa die Frage nach dem Verhältnis von Abbild und Abgebildetem, Verschiedenheit und Ähnlichkeit, Erkennendem und Erkennbarem, nach dem „vagabundierenden Dasein“ (S.29) von Bildern zwischen Ding- und Verweischarakter etc., denen in den folgenden Unterkapiteln nachgegangen wird.

Anschließend geht es im zweiten Kapitel um die Selbständigkeit des Erscheinens, um die Autonomisierung des Bildes. Alloa diskutiert unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten einzelner Textstellen zum Wahrheitswert von Wahrnehmung bei Aristoteles sowie die phänomenologischen Ansätze im aristotelischen Werk. Im Fokus stehen in diesem Kapitel entsprechend zunächst die theoretischen Kontexte des Sehens und schließlich ihre Gebundenheit an eine mediale Form. „Das, wodurch und worin das Erscheinende erscheint, ist das ‚Durch-Scheinende‘ oder auch das ‚Diaphane‘.“ (S.92)

Die Spuren des Diaphanen werden anschließend in Kapitel drei im Sinne einer Rezeptionsgeschichte von der Renaissance bis zum Rationalismus vor dem Hintergrund „jene[r] fundamentalen Diplopie [...], die den Blick auf die Bilder in der abendländischen Geistesgeschichte maßgeblich kanalisieren“ (S.123): dem Doppelparadigma aus Transparenz und Opazität. Dabei kommt Alloa zu dem Schluss, dass beide Instanzen nicht nur zuweilen ineinander spielen, sondern letztlich ihre Opposition in Frage zu stellen ist. (vgl. Kap. 3, S.10).

In Kapitel vier werden schließlich die bildtheoretischen Aspekte in der Phänomenologie Husserls aufgearbeitet. Damit rückt die Frage nach dem Status des Bildes in „eine Philosophie, die sich den Sachen selbst verschrieben hat“ (S.179) und für die entsprechend „Bilder auf den ersten Blick entbehrlich“ (ebd.) scheinen. Alloa zeichnet den Weg von einem binären zu einem ternären Erscheinungskonzept nach und kommt zu dem Schluss, dass „[w]ährend sich Bild- und Phänomenbegriff in zwei ihrer Momente decken (das *Was* und das *Wie*), unterscheiden sie sich in dem Status, den sie jeweils dem dritten (material-medialen bzw. subjektiv-konstitutiven) Moment zuordnen.“ (S.195) Diese Bildphänomenologie verfolgt Alloa nicht nur durch Husserls Werk, sondern auch durch eine Reihe phänomenologischer Anschlussdiskurse, etwa bei Derrida, Fink oder Merleau-Ponty.

Das fünfte Kapitel bietet schließlich Überlegungen zu einer medialen Phänomenologie. Alloa nimmt hier zunächst „tentative Erkundungen“ (S.238) an den

Rändern, den Grenzen der Sichtbarwerdung, der Lateralität vor. Auch hier diskutiert er mit Rückgriff auf Husserl sowie an diesen anschließende theoretische Konzepte zahlreiche mediale Aspekte, wie Transparenz und Störung, Kopräsenz von Sichtbarmachen und Sichtbarwerden und „artifizielle Selbigkeit“ (S.268, Wiesing), bevor er schließlich die Stränge seiner vorherigen Ausführungen zusammenführt und einen eigenen Katalog an Symptomen entwirft, „die an Bildern – mal mehr, mal weniger – auftreten“ (S.272).

Wie der Autor selbst anmerkt, können alle drei Teile des Buches auch unabhängig voneinander, als selbständige Texte rezipiert werden. Die Stärke des Buches liegt weniger in der medientheoretischen, als vielmehr in der sehr detaillierten philosophiehistorischen Aufarbeitung der Ideengeschichte von Bildkonzeptionen im Werk einzelner prominenter Denker, die die vielfältigen Aspekte des Bilddiskurses widerspiegeln und damit einen wichtigen Beitrag für das erweiterte historische Verständnis leisten. Entsprechend diesem starken Fokus auf den philosophischen Bilddiskurs, der in einer teilweise sehr komplexen Diktion und sehr nah an einzelnen Begrifflichkeiten bei Aristoteles bzw. Husserl entlang geführt wird, ist die Lektüre des Buches insbesondere vor dem Hintergrund eines stark philosophisch geleiteten Interesses zu empfehlen, für die zudem eine Vertrautheit mit phänomenologischen Konzepten (z.B. Intentionalität) von Vorteil ist.

Nadine Dablé (Lüneburg)